

Kathryn Stockett: „Der Club der Unbeugsamen“

Solidarität und Wahlverwandtschaft

Von Stefan Mesch

Deutschlandfunk Kultur, Studio 9, 08.08.2026

Obwohl Kathryn Stockett in „Der Club der Unbeugsamen“ von typischen „White Savior“-Figuren erzählt, gelingt ihr ein mitreißender, sommerlicher Mutmach-Schmöker zur Wirtschaftskrise 1933.

Wer könnte besser berichten, was schlimm ist an Waisenhäusern im Jahr 1933 – als ein Kind, das dort auf die vermisste Mutter wartet? Meg (11) schimpft als vorlaute, gewitzte Ich-Erzählerin über Frömmelei und Schläge. Tom, der sie spontan adoptieren wird, hasst Rassismus und hadert mit dem ererbten Reichtum seiner Familie durch versklavte Schwarze. Der feinfühligke Plantagen-Erbe und das wissenshungrige Mädchen lernen voneinander: Dankbarsein, in der Weltwirtschaftskrise.

Megs zweite große Helferin ist Birdie. Sie hasst Sexismus, ist unverheiratet, kann wegen einer Infektion nicht schwanger werden und gilt darum mit 24 Jahren in Mississippi als alte Jungfer. Sie gibt Megs verschwundener Mutter Charlie Obdach – die von der Polizei aufgegriffen und als „verderbte“ Frau zwangssterilisiert wurde.

Wenn Weiße Weiße retten

Tom und Birdie sind typische „White Savior“-Figuren: beherzte Weiße, die erstmals Risiken eingehen für Marginalisierte und einem weißen Lesepublikum die gönnerhafte Überlegenheits-Fantasie anbieten: „Das Spannendste an allen Befreiungskämpfen ist, was Weiße dazu beitragen. Weiße, so bürgerlich und anständig wie du!“ Nur sind in diesem Buch auch die Geretteten weiß.

„Der Club der Unbeugsamen“, der zweite Roman von Kathryn Stockett aus Mississippi, ist mitreißend, feministisch, klug und süffisant. Lesenswert! Zum einen, weil Meg und Charlie viel besser wissen, was sie selbst brauchen, als die abwartende Birdie und der behütete Tom. Zum anderen, weil auch Meg und Charlie weiß sind. Birdie und Tom leben jeweils mit Schwarzen Angestellten und lassen sich ungern von ihnen bedienen. Bekämpft aber werden hier Armut und das Adoptionssystem – nicht gleich die Rassentrennung.

Kathryn Stockett

Der Club der Unbeugsamen

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Cornelia Holfelder-von der Tann

btb Verlag 2026

848 Seiten

28 Euro

Mehr noch: Ein 800-Seiten-Schmöker, der im Waisenhaus beginnt, erzählt nach 400 Seiten plötzlich überraschend viel über Sexarbeit, Frauensolidarität und darüber, wer welche Frauen warum als „schmutzig“ gelten lassen will.

Und weil alle zentralen Figuren weiß sind, wirkt das „White“ in „White Savior“ hier weniger anmaßend als in Stocketts erstem Roman, „Gute Geister – The Help“ von 2009. Dort schrieb eine junge Weiße die Erlebnisse von Haushaltskräften mit, im Jahr 1963 in Mississippi. Bis heute ist „Gute Geister“ das erfolgreichste Buch über die Ausbeutung Schwarzer Angestellter – ein optimistischer Roman von einer weißen Autorin, mit einer weißen Heldin, fürs weiße Publikum. Wichtig, dass es das gibt. Doch schade, dass es so viele eigene Stimmen, „own voices“, zum Thema übertönt.

Konstruierte Wendungen, klare Botschaften

Viele Wendungen im „Club der Unbeugsamen“ wirken weit hergeholt und konstruiert. Darum sind lange Gespräche nötig, in denen sich Frauen gegenseitig erklären: „Warum sollten Sie mir helfen?“, „Ich verstehe nicht, was Sie sich davon erhoffen.“

Doch weil Birdie alle Ungerechtigkeiten des Jahres 1933 so trocken-witzig kommentiert, als wäre sie in einem bösen gestrigen Märchen oder auf Zeitreise, und weil eine große Gruppe Huren und ihre Sorgen viel mehr Raum einnehmen dürfen als die sentimentale Figur Tom, deshalb lernt, lacht, schauert und jubelt ein (wieder vor allem: weißes?) Publikum hier auch noch beim vierzigsten langen und plakativen „Zwei Frauen, denen das Geld ausgeht, streiten, was wem eine Hilfe wäre“-Dialog.

Seit Erscheinen im Mai 2026 kletterte „Der Club der Unbeugsamen“ auf Platz 1 der US-Bestsellerliste. Ein Buch fast ohne Schwarze Figuren, das Menschen, die sich in Birdie und Tom sehen wollen, beibringen will: Sexarbeit ist Arbeit, niemand ist schmutzig. Und auch in einer US-Ära, in der es an allem fehlt und alles bröselt, können mutige weiße Frauen Verbündete finden. Und selbst dazulernen – und Verbündete sein.